

Der letzte Tag.

Von M. Reinhold.

(Nachdruck verboten.)

Ein schmetternder Trompetenklang in der frühen Morgenluft!

Es war ein norddeutsches Dorf, wie sie alle sind, friedlich an einem kleinen Weiler gelegen, von hübschem Gehölz und Linden und Eichen umgeben.

Ein Hund, der das Gefläß seiner Kameraden in stolzer „Antwärtwürde“ unbachtet gelassen hatte, spitzte aufmerksam die Ohren.

Da wieder ein schmetternder Klang und diesmal in aller-nächster Nähe!

Wollend sprang der Dorfhand empur, und sein Herr griff zum altertümlichen, halb verrosteten Speereisen, seiner Waffe, die bis dahin friedlich in der Ecke gelegen.

„Sag' ich das mit Zweien zu thun“, pflegte der Mann der Nacht zu sagen, „dann heißt mir das all' Ding's of nichts; und wenn drei lauten, ist recht nicht. Mit Einem ward ist äwerst so fertig.“

Diesmal ergriff er aber doch die Partisane. Trompeten, das deutete auf Soldaten. Er hatte ja selbst vor zwanzig Jahren in einem Infanterie-Regiment gedient und den Feldzug gegen die Emsculoten in Frankreich mitgemacht.

„Da hat! all' Vater Ziehens gefehlt“, pflegte er beim Erzählen seiner Kriegsgeschichten hier zuzusetzen. „Was mein Großvater war, der hat natüerlich Vater Ziehens gefochten, damals ging's noch anders zu.“

Damals ging's freilich anders zu, und wenn es noch so gewesen wäre, dann wäre es nicht zu dem bösen Jahre 1806 und den folgenden Jahren der schweren Noth gekommen, in denen der Franzose hauste, und der Napoleon ja wohl Alles auf den Kopf stellte.

Und nun der sich immer mehr nähernde Trompetenklang. Spitz bellte, das es nur so eine Art hatte, und sein Herr kam zu dem Entschlusse, daß es am besten wohl sei, den Ortshülzen aus dem Bette herauszuklopfen.

Aber da schon schloß das Postgekrupp herüber, und ein halbes Duzend Reiter sprengten mit gezogenem Säbel in die Dorfstraße, von einem entschlagenen Gehel aller Köpfe unter Führung des seine Würde ganz vergebenden Dorfbrunnes empfangen.

„Wir kriegen sie aus den Federn!“ rief der Führer des Trupps lachend, ein junger blühender Mann. „Heda, Mann! kommt hierher!“ rief er dann dem Partisanenträger zu, mit der flachen Klinge zwischen die heulenden Stöter schlagen.

„Der Dursene gehorcht.“ „Dabt Ihr etwas von den Franzosen gehört?“ forschte der Anführer.

„Der Himmel mag uns vor dem Düsselstich bewahren!“ versicherte der Nachtwächter eifrig. Die Soldaten lachten. „Also Ihr wüßt nichts?“ — „Ne!“

Dabei ließ der Ausgefragte forschend seine Blicke auf den Soldaten ruhen. Er kannte ja doch auch Uniformen, aber diese war ihm doch unbekannt, diese schmutzige erste Tracht.

„Na, seid wohl auch Soldat gewesen?“ — „Ganz gewiß; aber mit Verdon: tau welchem Regiment gehören die Herren?“

„Lügover Jäger sind wir“, lautete der Bescheid. — „Aber nun genug des Redens, guter Freund, ruft uns den Ortsvorsteher!“

Der kam schon an, und ihm wurde die Mitteilung, daß die Lügover'sche Freischaar in wenig Stunden eintreffen werde. Bereitwillig versprach der Schulze, für Quartier resp. Frühstück Sorge zu tragen.

„Gut also!“ nickte der Patronenführer zufrieden. „Nun können wir uns Ruhe gönnen.“ Das ganze Dorf war mittlerweile wach geworden und auf die Beine gekommen, herrlicher Willkomm begrüßte die stattlichen Krieger, von deren Thaten schon manches Wort selbst in dies flüchtige Dorf gedrungen war.

„Die Lügover Jäger! Deren Namen waren auf aller Lippen, sie, die begehrtesten Vorkämpfer der deutsche Volksheld, für die es Sieg nur gab oder Tod.“

„Und wird diesmal der Napoleon wirklich fortgeragt?“ so hieß es hier, und „Wem Ihr ihr doch saugen kommt!“ so klang es dort. Die Lügover lachten und am lautesten ihr jugendfroher Anführer.

Da sprengte ein neuer, größerer Trupp Lügover Reiter die Dorfstraße hinab. „Wie sieht's, Körner?“ rief der beschlagene Offizier schon von Weitem. „Alles gut!“ lautete die Antwort, „hier weiß Niemand etwas von Franzosen.“

„Nun, dann bringe ich doch bessere Nachrichten!“ verzogte der zuletzt Gekommene. „Wir haben in Erfahrung gebracht, daß heute Abend ein paar Stämme von hier eine stark be-

wachte französische Proviantkolonne vorüberziehen wird, die wollen wir uns einmal in der Nähe besehen!“ Ein allgemeines Jauchzen war die Antwort. Arm in Arm schritten die Weiden ihrem Quartier zu, um nach dem aufstrebenden Nachtritt ihr wenig zu rüben.

Ja, er war es, Theodor Körner, der begehrteste Poet, der den Säbel jetzt mit dem gleichen Feuer handhabte, wie früher die Feder, diese aber selbst im Kriegslager nicht ruhen lassend, um durch schmetternde stumpfgelände den Muth der Genossen, der wilden verwegener Schaar zu stärken, in das ganze deutsche Volk hinein den Funken der Begeisterung zu schickenden und ihn zur hellen Flamme zu entfachen.

Ein blühender, schöner Jüngling mit lustigen und doch so ernsten Augen, lebensfroh und doch tiefer, heiliger Gedanken voll, war er, ein Liebling aller seiner Kameraden, ein heldenmüthiger Kämpfer, den kein Feindeshaufe zu dinst, dem bei Surren der Kugeln nicht die Augen zuckten. Schon einmal in Kampfe schwer verwundet, hatte er sich doch wieder den Genossen sofort nach seiner Genesung angeschlossen, derselbe unerwählliche, freitbare Mann, der todesmüthige Kämpfer für des Vaterlandes Freiheit und Ehre.

Und er hatte Alles, Alles von sich geworfen, was sonst dem Menschen gefällt, was ihn glücklich macht, um in die Reihen dieser Kämpfer und Soldaten einzutreten, die sich selbst zum Ruhme des Vaterlandes dem Tode geweiht. Der glücklichen Jugend im hochangesehenen Elternhause in Dresden waren nicht minder glückliche Jünglingsjahre gefolgt. Theodor Körner's Poeten fanden freudige Zustimmung, sein wachendes Genie bahnte ihm den Weg, und ihm, dem Liebling der Menschen, fehlte auch das Letzte nicht, die Liebe eines hochmüthigen, geistig bedeutenden Mädchens. Theodor Körner hatte in Wien in seinen jungen Jahren, zum Beginn des dritten Jahrzehntes seines Lebens erbt, Alles erreicht, was er sich nur wünschen konnte, und dies Alles stieß er von sich, ließ er zurück, um des Vaterlandes willen.

Der Ruf zu den Waffen erklang im deutschen Vaterlande, Major von Lügover bildete seine Freischaar, deren Ruf bald durch alle Gänge floß, und deren Glieder darin eilend waren, daß es gelte, den Sieg zu erringen, oder aber in Ehre den Selbsttod zu sterben: „Für das Vaterland und seine Freiheit zu sterben, ist Niemand zu gut“, rief Theodor Körner aus, „aber Viele sind so schlecht dazu.“ Und mit dem Säbel in der Faust stand er seinen Mann, wie er ihn mit der Feder in der Hand gefunden hatte.

Der Tag, an welchem Theodor Körner als Patronenführer in das flüchtige Dorf geritten, brach zu den erköpften Erfolgen ein weiterer. Major von Lügover trat sofort nach seinem Eintreffen seine Dispositionen, und nachdem sich die Truppen ein wenig ausgerüstet und erquickt, wurde der Marsch fortgesetzt.

Hei, wie da die Säbel klirren, als die Trompete zum Angriff säumterte. Dagegen Körner als Adjutant aus dem Mitkämpferdasein entbunden war, trieb ihn doch die Kampflust ins Gewühl, und der blanke Säbel hatte eine reibliche Arbeit zu thun. Aber der sonst so Große kam still und nachdenklich aus dem Kampffeld zurück. Was ihm geschehen war. Er wußte es selbst nicht so recht, aber es war ihm, als habe er selbst sich mitten im Kampfe auf dem blutigen Boden liegen sehen.

Er hatte gefehlt, ein Franzose hatte bereits den Säbel wider ihn geschwungen gehabt, zur Abwehr war es zu spät, und erst im allerletzten Moment hatte eine Kugel den Feind zu Boden getrennt. Das sei ein Einziger, daß er glücklich aus dem Kampfe heimkehren werde, hatte man ihm gesagt. Der Säuger hatte still den Kopf gesenkt.

Doch am nächsten Tage war es wieder verflohen, das trübe Gesicht, und mit ihm die bangen Ahnungen. Frisch und freudig lagte die Welt, und frisch und freudig legten die Lügover ihren Zug fort. Haben sie nicht so viel leisten können, wie sie gewollt, so lag die Schuld nicht an ihnen, sondern an feindseligen Feinden, welche die Freischaar mit scheelen Augen betrachteten, und die Luterung ihrer veragten, die zu fordern sie wohl berechtigt war. Aber im Herzen des Volkes wird der Ruhm von Lügover's wider verwegener Schaar fortleben bis in alle künftigen Tage des Volkes.

Der August des großen Jahres 1813 ging an Ende. Die Lügover hatten sich nach Medlenburg gezogen und klopften sich dort mit den Franzosen herum. Theodor Körner war wieder ganz der Alte den Kameraden und Freunden gegenüber, und brach einmal eine trübe Stimmung durch, so überwand er sie bald. Sein Arm war stark, sein Herz voller Muth, er blühte getroff in die Zukunft, in der ihm des Vaterlandes Größe und seine volle Herrlichkeit anzutauschen schienen.

Es war am Abend des 25. August. Körner und seine Kameraden saßen im einfachen Zimmer eines medlenburgischen Gutshauses, sie sprachen vom Kampf, der morgen zu erwarten sein werde, sie sprachen vom Siege, der ihnen als sicher galt. Und unter den frohen Männern, die schon so oft dem Tode fataltätig ins Auge gesehen, war Theodor Körner einer der lebendigsten.

Dann ward es wieder stiller im Kreise, und der Dichter setzte sich an ein Instrument, welches im Zimmer stand, und schweigend lauteten ihm die Anderen. Es ward kein Wort weiter gesprochen, Jeder hing seinen Gedanken nach und Körner's Züge ragen die Zeichen einer heldenhaften Bekämpfung. Mit leuchtenden Augen schaute er nach oben, und mit vollem Afford schloß er sein Schwänenlicke.

Der nächste Tag fand die Lügover in heller Kampflust; das Gefecht mit dem Feinde ward ihnen sicher, aber diese Vorsicht war nur eine gute, eine solche der Freude. Auch Körner war der alte heitere Gesell, immer frohmüthig, ein lustiges Scherzwort für Alle auf den Lippen, und sein

treues Muth schien die gute Laune seines Herrn zu theilen, es wieherte und tanzte während des Marsches, so daß der Reiter wiederholt gezwungen war, es mit harter Faust zu bändigen.

Aber hoch! Was war das? Da klang der volle Ton der Signale, die lachenden Gesichter wurden ernst, gespannt blickten in die Ferne die forschenden Augen. Und nun ein lebhaftes Getöse, man ist an den Feind getroffen, man wird ihn werfen, damit der alte Siegersruh der Lügover Gesellen gewahrt bleibe.

Und wie die Zufahrte des schwarzen Korps mit rafter Entschlossenheit vorrückte! Da geht es sehr halten! Wohl vertheidigt sich der Franzmann sah, wohl trinkt die deutliche Erde auch manches deutliche Blut, aber der Sieg, der darf nicht sein nicht bleiben, die Lügover wollen ihn haben, und sie müssen ihn haben.

Ein stürmliches Jauchzen, ein donnernder Hurrah, die Franzosen gehen zurück, langsam zwar, aber sie weichen doch. Und nun sind auch die schwarzen Reiter nicht mehr zu halten, ungelüthm brechen sie hervor, und nehmen die Verfolgung der Flüchtigen an.

Der ungelüthm Muth treibt sie vorwärts und vorwärts, der Widerstand der Franzosen wird überwältigt, mit glühendem Geficht, mit geschwungenem Säbel ist Theodor Körner der Erste einer, es giebt für ihn und die, welche ihm folgen, kein Halten, sie wollen den Franzosen die Wiederehrung austreiben.

Ein größerer Trupp fliehender Feinde hat abermals Halt gemacht und wendet den verfolgenden Reitern die Bajonnette entgegen. Der Dichter hat die Spitze, mit geschwungenen Waffe wirft er sich auf den verhassten Feind, die Seinen folgen, die Franzosen werden auseinander gedrängt und fliehen in die Gehölze, welche die Landstraße begrenzen, heiser Stiergebrüll ertönt, unbekannt bleiben die Schäfte, welche von dem veragten Feinde von der Seite abgefeuert werden, da — ein Juden Körners im Sattel, die hohe Gestalt schwanzt, und während die Finger der Rechten noch den Säbel unflankt halten, und die Kameraden zur Hilfe herbeispringen, sinkt der tödlich getroffenem von Nothe herab.

Die Kameraden bestürmen den Sterbenden mit Fragen, der blasse Mund lächelt zu den besorgten Neugierigen, und leise flüstern die Lippen noch: „Da hab ich ein's, schabet weiter nichts!“ und dem Verwundeten schwinden die Sinne. Eine kurze Weile noch, und der jugendfrische und schmerzgewaltige Säuger ist tot, gelobten den von ihm so oft verherrlichten Tod, ohne Klagen und Murren, den Tod zur Ehre und zur Größe des Vaterlandes.

Die Leier ruhte nun und das Schwert dazu! Sie haben ihn geteilt unter der gegenden Erde in Wäbbeckin, in deren grünen Laub, dem Sinnbild deutscher Eichenkraft und Treue, der Wind säuselt und dem todbten Dichter sein Schäumelied flügel. Und treu ist er dem Vaterlande geblieben bis zu seinem Tode. Und feiner gedenken wir am besten, ihn eben wir am besten, indem wir nach seinen Worten thun:

„Und nicht Du ein, mein Volk, bekämpst um Gütlich, in Dirner Treue heil'gem Siegesgange; Weigst die besten Todten nicht und säumst! Auch unsere Arme mit dem Eichenkranz!“

Aus Paris.

(Von unserem Korrespondenten.)

Paris, 22. September.

(Das Ende der Hohenzollern-Kronprinz. — Der Held des „Thermidor“.)

Die Unterthänigkeit ist keineswegs so schwer zu erwerben, wie die Majestät der Erbprinzen sich einbildet. Sie ist nicht nur der Preis großer Thaten, sondern auch großer Unthaten. Neben mir das Beispiel jenes Pariser Advokaten, der vor 21 Jahren dem Sieger von Sedan das hohe Wort entgegengebrachte: „Keinen Stein von unirenen Festungen, keinen Zoll von unirenen Gebiet!“ Dieses thörichte Wort und der wenige Tage später unterkommene furchbare Verlust, einen Sinnmann durch Thronen zu ühren, haben Herrn Jules Favre unirenenlich gemacht. Seinen Schwagergehe ich es noch billiger geadelt. Marcus Allard heißt er, und dieser Name wird fortleben, so lange Wagner'sche Akustik ertönt und so lange die Kunstschaffende sich mit den Schicksalen der Wagner'schen Familienangelegenheiten beschäftigt. Marcus Allard ist der zweite alte Herr, welcher die große und kleine Kurführung des „Hohenzollern“ mit der höchst vorzuzugenden Güte zu führen verstand, der stachelmüthiger Kommandeur wogte die „Marcelline“ antommen lassen. Beide Male hätte er seine überhaltene Kundgebung mit sofortiger Entfennung aus dem Bureau und Verweisung in die Gefängnisse, von wo er am Freitag mit einer Vernehmung entlassen, gefesselt aber fester Hand in den Centralgefängnissen der Polizeidirektion befristet wurde, um sich demnächst vor dem Staatsrath zu verantworten.

Der Schwagergehe Jules Favre's theilt dieses Vorgehen mit vierzehn anderen Personen, den denen nicht im Verstand, sechs auf der Straße angegriffen wurden. Ueberrumpelt haben gefesselt Abend aus Anlaß des „Hohenzollern“ nur 32 Verhaftungen stattgefunden. Bei der Vernehmung wurde es bekanntlich mehr als 1,100, bei der zweiten Vernehmung noch 670, fast 32! Der Festung wegen den Schwärmerführer fochtet sich in Hochthaten anhaftet zu haben, wie die Entschlossenheit der Wagner'schen Idee in sich selbstgeheim verhandelt, sobald das eigens für diesen Zweck errichteten Desinfektionsbureau aus dem Laboratorium der Präsektur darüber gesteuert wird. Soder aber lüthm dursender Projekte flagen auch gefesselt wieder einige ins Pariser und auf die Hügel, während ihre Schwärmergehe stündlich stündlich in das unterirdische Arrondissement flagen. Heutzutage verdient die Zustände fochtet zu werden, die in einem solchen Moment mit verheerenden Strafen vertheilt werden. Natürlich wurden diese Leute von den als Genossen vertriebenen Schwärmergehe stündlich streng überwacht. Indes, die Mühe erwidert sich bei den meisten als überflüssig. Schwiegend und stillam borthen sie während der ganzen Vernehmung zu, und als endlich am Schluß des letzten Aktes das verabschiedete Kommando zu Hüfen und Hüden erfolgte, fanden wir sehr der Manifestanten den Muth, ihrem Anführer zu gehorchen, die adalzig Ueberrumpelt dagegen veragten ihres Auftrages so ganz, daß sie sich in ihrer Begierung aus Beifallklängen befreiten. Dafür wurden sie von den Richtschneidern des Reichthums mit Schwärmergehe bestraft. Der Akt: „Nous sommes trahis!“ ist überhaupt wieder die Lösung

Neuer Preiscourant: I. II. Z. A. B. C. D. E. 2.00 2.25 2.50 3.00 3.50 4.00 4.50. Herbst-Qualitäten.

Tricot-Failles.

Ph. Liebenthal & Co., Untere Leipzigerstrasse 103.





